

Ihr müsst das ABC noch lernen“, schrieb Brecht 1930 in sein Lesebuch für Städtebewohner. „Das ABC heißt: Man wird mit euch fertig werden.“ Was man heute in den Städten lernen muss? Immer noch das ABC. Wie steht es darum? Das kommt auf die Perspektive an. Den stillen privaten, irgendwie anarchischen Leser sieht man ja leider, oder Gottseidank, nicht und er spricht in seiner Versunkenheit auch nicht zu uns. Es sei denn, er liest auf einem Bildschirm und wird seinerseits parallel von bösen Konzernen (oder Ländern) ausgelesen.

VON HEIKO CHRISTIAN

Doch die Kombination aus Versenkung und Bildschirm führt uns eher in die Gefilde der Computerspiele. Das fiese Aus- und Mitgelesenwerden aber passiert den Gebrauchs- und Alltagslesern an den Screens vermutlich häufiger als den passionierten oder gelehrten Buchlesern. Deren Spezies verliert allerdings in Zeiten prosperierender Onleihe und E-Reader auch gerade an Kontur. Aber ausgerechnet über die unsichtbaren stummen Leser – die passionierten wie die gelehrten – wurden ganze Bibliotheken geschrieben und unzählige Theorien des Lesens formuliert. Ein wichtiger Produktionszweig der Literaturwissenschaft war das.

Heute sind die flexiblen Gebrauchs- und Alltagsleser in einer Welt schwindender Privatheit, aber explodierender Zahlen teilbarer Screens in allen Größen und allen möglichen Formen von mobilisierten Öffentlichkeiten, auf dem Vormarsch. – So ist die Frage nach den „neuen Szenen des Lesens“ genau die richtige. Beobachtungen, die uns helfen, diese Frage zu beantworten, müssen wir aber immer noch selbst anstellen. Ernst Jünger hielt, 1932 im „Arbeiter“ – in seinem eigenen Lesebuch für Städtebewohner – die „Geste, mit der jemand eine Zeitung aufschlägt, für bedeutsamer als irgendeinen Inhalt derselben“. Ich zitiere das aus dem Kopf und ungenau. Der Gedanke kam ihm in der U-Bahn. Das ging schon mal in die richtige Richtung – wenn auch beim falschen Autor. Mit einer solchen Kultur-Szenographie wäre ein wichtiger neuer Produktionszweig der Kulturwissenschaften benannt.

Ein längst überfälliges Buch will sie liefern: „Schauplätze, Lesemotive, -fähigkeiten und -technologien zwischen Instagram und Proseminar, Bibliothek und Blinkist als soziale Anordnungen

der Gegenwart“. Wie macht es das? Erstens: (Verstehend) soziologisch. Das ist eine harte disziplinäre Antwort auf eine weiche Methodenlehre in den Kulturwissenschaften. Zweitens: Mit sehr vielen und sehr langen Zitaten in kaum mehr lesbarer Typengröße. Das ist für ein Buch übers Lesen doof. Aber es kommt ja auf die Zitate an! Liefern sie die versprochenen Szenen, liefern sie ein tragendes Konzept und schöne Deutungen? Leider nicht. Aber warum nicht? Es fing doch so gut an! Weil der Titel-Begriff der „Szene des Lesens“ nur ex negativo eingeführt wird und schnell durch den des Rahmens („nach Goffman“) ersetzt, der dann auch keine Rolle mehr spielt. Von der eigenen tollen Aufgabenstellung, die „Szenen des Lesens“ als soziale Praxis“ zu untersuchen, wird leider mehrfach zur älteren Wendung „historische Praktiken des Lesens“ gewechselt. Verblüffend ist, dass dann trotzdem keine einzige Arbeit der deutschsprachigen historischen Leseforschung eingeflossen ist (von Franzosen und Amerikanern wie Roger Chartier und Robert Darnton zu schweigen).

Stattdessen? Auf jeden Fall ein groß angelegter, *extensiver* Selbstversuch mit 75 Maigret-Romanen in Zeiten der Pandemie, auf den dann im Folgenden gerne Bezug genommen wird. Ergebnis mit Blick aufs Thema? Eher offen. Beschlossen wird der Parcours, sehr sympathisch, mit einer *intensiven* Lektüre der formidablen Werke von Anni Ernaux. Sehr ausführlich werden dazwischen Bewerbungsvideos für den Wettbewerb „Eine Uni – ein Buch“ nacherzählt. Es geht um die interessante „Szene einer kollektiven Lektüre“. „Was sich in den vierzig Videos zeigt, sind institutionelle Stile der Repräsentativität.“ Das hatte man irgendwie erwartet. Aber es ging doch auch mehr ums Lesen, oder?

Mitten im Buch kommt dann eine Selbst-Korrektur: „Sowohl einsames als auch gemeinsames Lesen entziehen sich in vielfacher Hinsicht einer systematischen empirischen Beobachtung und Erschließung.“ Genau. Und deshalb waren wir ja auch schon im Titel bei „Szenen des Lesens“! Das Buch setzt noch einmal neu an: Bibliothek, vulgo: Lektürratgeber. Darüber erfährt man sehr viel Interessantes. Dass diese Ratgeber „Nistplätze der Normativität“ sind z. B. – ohnehin ist das Buch voller glänzender Formulierungen.

Ein „weiteres Genre, die coffee table books“, wird vorgestellt (in diesem Fall

Fotobände mit Leseszenen). Damit wird auch die (fehlende) Methode klarer: Zwischen der „Szene des Lesens“ als soziologischem Tool und der „Lese-szene“ als Motiv wird gar nicht unterschieden. Und dass die massenhafte und hyperschnelle digitale Distribution der Motive aus den Motiven unter Um-

ständen etwas anderes als eben Motive macht, wird auch nicht klar. Eine Leseszene gibt – soziologisch – nicht etwa Aufschluss über Lifestyle-Empfehlungen etc., sondern über das, was ein anderer (auch irgendwie wieder falscher) Soziologe, Hans Freyer, schon 1965 so formuliert hat: „Eine Veränderung der

Normalitätsgrundlagen des gesellschaftlichen Lebens durch den Einbruch neuer Technik“.

Hier rächt sich spätestens, dass nicht wirklich – soziologisch – in die Szene eingeführt wurde. Die Szene ist ja immer eine sozio-typologische Szene, die – scheinbar gegenständlich arrangiert –

Bereiche der unzugänglichen Empirie geschickt abzudecken versucht. So nämlich, dass diese Empirie überhaupt erst kategorial aufgefächert werden kann und dadurch auf Umwegen doch noch „beobachtbar“ wird. Statt also zu erfahren, wo und wie tatsächlich gelesen wird, erfahren wir bei einer Anel-

## Sag mir, wo die LESER sind

Einsam oder gemeinsam?  
Unbeobachtet oder belauscht?  
Das Zeitalter der Buchkultur geht zu Ende. Was folgt?  
Eine Spurensuche



GETTY IMAGES/OWEN LALES ANDRES GIL

Noch interessanter aber ist folgende Lese-Szene, die tatsächlich unsere Normalitätsgrundlagen verändert: In jede Kopfstütze eines jeden Verkehrsmittels ist mittlerweile für den Hintermann oder die Hinterfrau ein Screen eingelassen, damit er oder sie sieht und liest. Lesen in Bewegung. Dieses Lesen folgt einem Umstand, den Heidegger einmal, gewohnt unerträglich altertümlich, aber irgendwie auch treffend, in eine andere Szene gefasst hat: „Ein Ring zum Beispiel, der ‚überreicht‘ und ‚getragen‘ wird, erleidet in diesem Sinn nicht einfach Ortsveränderungen. Die Bewegtheit des Geschehens, in dem etwas ‚mit ihm geschieht‘, lässt sich von der Bewegung als Ortsveränderung aus gar nicht fassen.“ Dasselbe gilt für die neuen LeserInnen. Deren Lektüren lassen sich als medial gesteuerte Lifestyle-Optionen oder als institutionell initiierte Sozialisations-Optionen, als Ortsveränderungen (also Topoi-Wechsel), gar nicht mehr hinreichend fassen.

Aber noch mal ganz kurz zurück zu den Zitaten und den Kulturwissenschaften. Klar, Gottfried Benn hat ein tolles Gedicht darüber gemacht, dass es ihn nervt, wenn ein Professor jeden Gedanken erst in einen Hölderlin-Vers kleiden muss. Und der Vers ist dann natürlich so dunkel, vulgo: bedeutsam, dass ihn eigentlich nur noch Heidegger richtig verstehen konnte. Aber – und das muss man auch mal sagen dürfen – Hölderlin-Verse sind wenigstens kurz. Scheinbar unumgängliche Autoritäten-Zitate von Kulturwissenschaftlern aber sind immer lang, ellenlang.

So lang, dass die Bürger, für die in diesen Wissenschaften doch auch ab und an mal was nachvollziehbar und pointiert erörtert werden sollte, weil sie's ja am Ende auch bezahlt haben, also diese zahlenden normalen Bürger der Gegenwart schlafen über diese Zitate ein, verstehen nur Bahnhof, fühlen sich draußen. Obwohl es doch jetzt, nach der Professoren-Literaturtheorie, endlich mal wieder um sie gehen könnte – als Leser in Bewegung. Und man muss es ihnen doch auch nicht immer so akademistisch besorgen, dass ihnen Hören und Lesen vergeht. „Solange ein Autor lebendig wirkt“, schrieb Josef Pieper 1955 über „Billigkeit in der Interpretation“, „wird er ungenau zitiert.“ Und kurz.

Julika Griem: „Szenen des Lesens. Schauplätze einer gesellschaftlichen Selbstverständigung“. Transcript, 128 S., 15 €